

Halleische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstrasse 87.

Halle a. S., Dienstag 10. September 1895.

Preis: 1 Mark 10 Pfennig.

Telegramme.

Stettin, 10. September. Der Kaiser trat bei dem Schloß...

Paris, 10. Sept. Etwas über 10 Uhr 20 Minuten...

Mailand, 10. September. Fast täglich treffen Nachrichten...

Ulm, 10. September. Der Schneidermeister Dämmel...

eintritt, zum russischen Reichsbereich gute Beziehungen zu pflegen...

In diesem Augenblicke nun macht der deutsche Reichsanwalt...

Was wird sonst quillend dem Haren und dem deutschen...

Deutsches Reich.

\* Es bedarf wohl kaum der Versicherung, so äußern sich...

und der Barm, welchen die Interessenten in einzelnen Blättern...

Auch die halbförmige „Berliner Correspondenz“ greift den...

1. Es wird behauptet, daß schon in dem Besuche von Getreide...

2. Das zur Antreibung auf Mühlentouren abgeleitete Getreide...

Hieraus kann nur wiederholt festgestellt werden, daß die...

Was ein Heupferd verdient.

Table with 2 columns: Name and Amount. Includes entries like 'Die große Rennmeise in Frankreich', 'Zurf-Studie von Hugo Feuter', and a list of names and amounts.

Die großen Rennmeise in Frankreich erklären sich aus...

Hamburger Sport-Club“ für 1896 den großen Preis von...













[Nachdruck verboten.]

## Irrwege.

Original-Roman von H. Erſin.

23) Er that es widerwillig, denn er fühlte das Bedürfniß, ſich erſt ſammeln zu müſſen, ehe er mit ihr reden konnte, der gegenüber er ſich ſchuldbeladen und befangen wie ein Schulknaube fühlte.

„Du wunderſt Dich über meine Umgebung, Winolf, wohl über mich ſelbſt, nicht wahr?“ ſagte ſie jetzt an zu ſprechen, während ſie vor ſich niederblickte, um ſeinen Augen auszuweichen. „Ich bin verändert, bin nicht mehr das Kind von hier, mit dem Du ſo leichtes Spiel hatteſt. Alles, was Du hier ſiehſt, der Luxus meiner Umgebung, wie Du Dich auszudrücken beliebt, iſt mein und ich habe die Mittel dazu, um ihn entfalten zu können, ehrlich erworben. Die Bettlerin, die Du verliebeſt und die Du in ihrem Elende bereits umgekommen glaubteſt, ſteht nun vor Dir als eine Dame der Welt, die man zur Geſellſchaft zählt, weil ſie Geld beſitzt — Geld, dieſe nothwendige Unterlage allen Glückes! Frage mich nicht, was ich gelitten habe, ehe ich ſo weit kam, wie ich gekommen bin; frage mich nicht, welche Stadien des menſchlichen Glendes ich durchgehen mußte, ehe ich wußte, was ein ſorgenloſes Leben heißt. Du ahneſt es nicht, wie mein Herz bluten mußte, ehe es vergeſſen lernte, was Du ihm gethan und genommen hatteſt.“

„Und haſt Du es vergeſſen, Ellen?“ fragte er ſchnell und kurz, während er ſich gepannt etwas vorbeugte.

„Winolf!“ — Sie beſtete vorwurfsvoll ihre Augen auf ihn. Es lag ſo viel in dieſem Blicke, in dieſem Worte, daß ihn unwillkürlich Bewunderung für dieſes Frauenherz erfüllte, das man zertreten konnte und deſſen blutige Stücke dennoch liebten.

„Ich wollte nicht in der Tiefe, in dem Dunkel eines verfehlten Lebens zu Grunde gehen“, redete ſie ruhig weiter und ſah ihm klar ins Geſicht, „deſwegen raffte ich mich damals, als Du mich verlaſſen hatteſt, auf und mit meiner Hände Arbeit ſchwang ich mich langſam von einer Lebensſtufe auf die andere.“

Gute Menſchen halfen mir weiter — und ich, die Namenloſe, die aus der Heimath Verbannte, darf heute mit Stolz behaupten, daß es ein günſtiges Geſchick war, welches mich führte. Hat es mich nicht auch Dir wieder entgegengetrieben?“

Er ſah, wie ihr Buſen wogte, wie die ſtürmiſche Erregung ihres Innern ſich im Leben der ſchlanken Geſtalt kundgab. Es war ſeltſam, in dieſem Augenblicke fühlte er tiefes Mitleid mit ihr.

„Ich weiß, Ellen, ich habe Dir vieles abzubitten. Aber ganz ſo ſchwer, wie Du meinteſt, iſt meine Schuld auch nicht, denn ich verließ Dich damals nicht, weil ich Dich nicht mehr geliebt hätte, — nein, bei Gott, das war's nicht. Ich konnte des erbärmlichen Loos, welches ich Dir bereitet hatte, nicht länger mehr Zeuge ſein, konnte Deine Thränen, die wie brennende Vorwürfe auf meiner Seele laſteten, nicht länger mehr ertragen, deſwegen trennte ich mich von Dir. Deine Zukunft aber ſah ich in der Barmherzigkeit mitleidiger Seelen, die ſich wohl des armen, verführten Mädchens, niemals aber der Geliebten eines — nun ſchweigen wir davon — annehmen würden. Auch mir blühte das Leben nicht immer roſig. Du weißt, daß ich immer ſchon Talent zum Malen hatte. Daher kam es, daß ich als Stubenpinſeler, als Deckenmaler, als Häuſerantreicher u. ſ. w. durch die Welt wanderte, bis man auf mein Talent aufmerkſam wurde. In England lernte ich einen alten reichen Sonderling kennen, der ſich berartig für mich intereſſirte, daß er mich auf ſeine Koſten auf die Akademie ſchickte, wo ich bald mit einem Gemälde, das Senſation erregte, an die Oeffentlichkeit trat.“

„Woher herſtehe mit dem Du ſeinerzeit in Nizza warſt?“ fiel Ellen ein und lehnte den Kopf wie ermattet zurück.

„Ja, ganz recht! Aber woher weißt Du das?“

„Weil ich vor Kurzem ebenfalls in Nizza war, dort Deinen

Namen in der Fremdenliſte las und ſo durch Zufall Deinen Aufenthaltsort erfuhr!

„Ah!“ — machte Winolf verwundert und drehte die Photographie, die er noch immer in der Hand hielt, nervös hin und her — „Du mußt Dich in der That in guten Verhältniſſen befinden, denn zu einem Aufenthalt in Nizza gehört viel Geld, ſehr viel Geld.“

„Ich habe ſoviel, um leben zu können, wie ich es liebe“, entgegnete ſie oberflächlich. „Freilich früher“ ſie lachte leiſe auf, „als ich noch als eine arme Komödiantendirne von Schmiere zu Schmiere zog, war das anders — ja, ſieh' mich nur erſtaunt an, Winolf, auch auf der Bühne ſuchte im ſchon mein Glück; ſieh dort“ — ſie deutete nach den welken Lorbeerkränzen — „das Gemüſe meines Ruhmes! Bah, die Blätter ſind welk — es iſt vorbei! Danke Gott, wer das Couliſſenelend niemals kennen gelernt hat! Nun kurzum, ich ſage Dir, Du machſt Dir keinen Begriff davon, was ich in meiner grenzenloſen Verzweiflung damals ausgeſtanden habe, bis ich endlich in Monaco am Spieltiſch mein Glück machte.“

„Am Spieltiſch . . .?“ Winolf fühlte, wie es ihn eiskalt überlief. „Und Dein Herz, Deine Ehre, wo blieben die bei dem Leben, das Du mir ſchilderſteſt?“ fragte er jetzt leiſe mit fliegendem Athem.

Sie zuckte mit den Achſeln.

Da wallte es in Winolf glühend auf. Die da vor ihm ſaß, ſo ganz anders als früher, ſo ſchön, ſo elegant, ein vollerblüthes liebendes, verlangendes Weib, gehörte ſie nicht ihm? Und aufſpringend, zu ihr hineilend umfaßte er mit kräftigem Griff ihr Handgelenk und fuhr ſie mit drohender Stimme an: „Und weißt Du nicht, daß Deine Ehre und Dein Herz mir gehören, nur mir? Ketten Dich nicht die heiligen Bande an mich?“

„Wer leugnet es? Sagte ich es etwa, daß ich Dich vergeſſen hätte?“

„Du liebeſt mich immer noch, Ellen?“ Er war offenbar bewegt, als er ſie ſo fragte.

„Ja!“ entgegnete ſie einfach. „Warum fragſt Du mich?“ Ellen ſenkte demüthig das Köpfchen.

Gerührt wollte er ſie an ſich ziehen, aber ein eiskalter Schauer packte ihn, wie das Ahnen eines Unglücks und er ließ ihre Hand los. „Was ſoll man werden, Ellen? Wir können doch unmöglich das alte Leben wieder anfangen.“

„Ich weiß es nicht“, entgegnete ſie, erhob ſich von ihrem Sefſel und ſchritt an's Fenſter, durch deſſen Scheiben ſie melancholiſch hinausblickte.

„Mich befehlen nur zwei Gefühle: Die Liebe zu Dir und die Sehnsucht nach meiner Heimath“, ſagte ſie ſeufzend. „Alles Andere iſt todt in mir!“ Sie hatte nicht falſch gerechnet, denn ihre Worte erfüllten ihn, wie ſie's beabſichtigt, mit tiefem Mitleid.

Noch einmal näherte er ſich ihr und ihren Kopf an ſeine Bruſt ziehend, küßte er:

„Ellen, verzeihe, wenn ich früher Deine Seele nicht wahrhaft erkannt habe! Heute weiß ich, daß ich eine Perle dahinarf.“ Er drückte einen heißen Kuß auf ihre weiße Stirn. „Lebwohl und vertraue mir! Du ſiehſt mich wieder.“

Dann verließ er eilig das Gemach, und Ellen rechte hoch aufathmend ihre Geſtalt empor. „Er liebt mich trotz Allem, was geſchehen iſt“, flüſterte ſie triumphirend mit farbloſen, leiſe bebenden Lippen, „alſo hatte die Komödie Zweck! Ha, er ſoll und muß mein werden und ſollte ich mein Alles darum opfern! Selbſt mit Täuſchung, mit Lüge und Betrug will ich ihn locken, wenn er nur mein wird, ganz mein, denn ich liebe ihn ja mehr als mich ſelbſt!“ Sie öffnete ſchnell das Fenſter und blickte jehnſüchtig ſeiner imponirenden, markigen Geſtalt nach.

Wie es eine unbekanntere Thatsache iſt, daß ſich gleichgeſinnte Seelen immer wieder finden, ſiebt wenn das Schickſal ſie hundertmal auseinanderreißt, ſo fettete auch dieſesmal der Zufall und die Zeit Ellen Waldner mit Winolf Jaffé zuſammen, ſchneller und feſter, als ſie es Beide vorausgesehen oder geahnt hatten.

Winnolf führte, wie verabredet, die Vergrößerung ihres Forts in ihrer Wohnung aus und bald war es allbekannt in der Nachbarschaft der schönen Amerikanerin, daß sich der junge, geniale Maler ihrer besonderen Gunst erfreute.

Ellen aber wiegte sich endlich in dem seligen Gedanken, von ihm geliebt zu werden, während Winnolf Jaffe macht- und willenlos in den Banden des verführerischen Weibes schmachtete, dessen Leidenschaft ihn wohl im Taumel mit forttrieb, aber nicht zu erwärmen vermochte. Trotzdem besaß er nicht mehr die Kraft, den Bannkreis ihres Zaubers zu meiden, aber eine heiße Scham fühlte er zuweilen vor sich selbst und dann stieg wie ein Heiligenbild das Antlitz des Mädchens in seiner Seele auf, das er höher als alle Weiber achtete und seine Lippen sprachen ehrfurchtsvoll: „Räthchen!“

Tage und Wochen eilten im Fluge dahin. Für Katharina Bertow vergingen indessen die Stunden immer noch zu langsam, denn sie befand sich in banger Sorge um des Geliebten Schicksal; und in Sehnsucht nach einem Briefe, der ihr endlich Edgar's glückliche Ankunft auf amerikanischem Boden verkünden möchte, dünkte es ihr, als rüde der Zeiger nicht von der Stelle.

Nicht selten sogar hielt sie, von Unruhe und Angst gepeinigt, ihrem Geiste die entsetzliche Möglichkeit vor, daß das Schiff, mit welchem Edgar von Salten fuhr, verunglückt, und er mit ihm im Schooße des Ozeans begraben sein könne.

Wäre sie dann nicht an seinem Tode schuld? Hatte er nicht ihretwegen Europa verlassen? So fragte sie sich fast täglich und heftige Vorwürfe quälten ihr Gemüth.

In dieser unerquicklichen Stimmung vermied sie jeden Verkehr mit der Außenwelt. Selbst ihre Gesangsstudien stellte sie mehr und mehr ein und die Einladung zur Hochzeit ihrer liebsten Freundin, Elsa Kromers mit Willy Tarlatt, legte sie mit den Worten bei Seite: „Wenn Edgar bis zum Tage der Hochzeit geschrieben hat, werde ich die Einladung annehmen, sonst aber auf keinen Fall!“

Frau Bertow und Adah versuchten es nicht, ihres Liebling's Meinung zu beeinflussen. Nur seufzte Frau Bertow in letzter Zeit häufiger als früher und berichtete Käthe auffallend oft von Verlobungen ganz armer, einfacher Mädchen mit feinstreichen, vornehmen Herren. Dabei meinte man immer den Vorwurf aus ihren Worten zu hören: „Warum hast Du nicht solches Glück? Du bist doch auch jung und bist hübsch genug, um eine derartig glänzende Partie zu machen, anstatt hier im Hoffen und Harren auf ein höchst zweifelhaftes Glück zu vertrauen!“

Doch Käthe kehrte sich an alles Reden nicht, sondern ver-

traute der Zukunft; ihre Geduld sollte belohnt werden, denn gerade drei Tage vor der Hochzeit ihrer Freundin erhielt sie ein Telegramm aus Veracruz, das die wenigen Worte enthielt: „Glücklich angekommen! Brief folgt!“

„Er lebt, er lebt! war Alles, was Käthe zu denken vermochte, während sie immer und immer wieder das Telegramm las. Nun war auf einmal die quälende Sorge um ein theueres Menschenleben von ihrer Seele genommen und sie jubelte wieder erleichtert auf, wie ein fröhliches, glückliches Kind. Die Mutter mußte ihr auch sogleich das weiße Kleid frisch plätten, denn um jeden Preis wollte sie jetzt als Brautjungfer an dem Ehrentage ihrer Freundin theilnehmen.

Elsa Kromer war aber die glücklichste aller Bräute. Zierlich wie eine Puppe schritt sie an ihrem Hochzeitstage im langen, weißseidenen Schleppekleide an der Seite ihres Willy, der kurz vorher glücklich sein Doktorexamen bestanden hatte, zum Altar. Dem jungen Paare folgten mehrere junge Mädchen als Brautjungfern, unter denen Käthe durch ihre Schönheit besonders auffiel. Papa Kromer hatte zur Feier des Tages sein bestes schwarzes Gewand angelegt, und im Bewußtsein der wichtigen Rolle, die er heute als Vater spielte, hatte er sein ehrwürdiges Gesicht in elegische Falten gelegt, die am deutlichsten wurden, wenn er an den abscheulich steifen, hohen Kragen dachte, den ihm seine bessere Hälfte umgebunden hatte, um den „ollen Brummbar von Mann“, wie sie sich ausdrückte, „genießbarer“ zu machen.

So viel auch Frau Kromer daheim gescholten und scandalirt hatte, ehe alle Vorbereitungen zum Festtage getroffen waren, so gerührt und sanft wie ein Engel sah sie jetzt in der Kirche aus, wenn sie sich alle Augenblicke in dem Tauchentuche ins Gesicht fuhr und seufzte, als sollte sie als Opferlamm zur Schlachtbank geführt werden. Bei Alledem vergaß sie aber nicht, ängstlich die Schleppe ihrer wohl noch vom Jahr „eins“ herstammenden Seidenrobe vor den Angriffen unberufener Füße zu schützen.

Beinahe als eine unglückliche Mär wurde ferner die Thatsache von den Hochzeitsgästen aufgenommen, daß Eduard im blauen Sammtanzuge dem Brautpaar voranschritt und Blumen streute. Das Auffallendste aber war, daß der Junge in der Kirche so etwas wie Respekt und Würde zeigte und sich ganz artig und korrekt benahm. Nur bei dem feierlichen Akte des Ringewechsels, als das übliche Schluchzen und Thränenvergießen begann, konnte er nicht umhin, im Stillen tiefeste Vergleichnisse zwischen seinem Papa und einem zum Tode verurtheilten armen Sünder zu ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

## Herr Zollrath Franzke.

Eine Blaudelei.

Der Herr Zollrath Franzke kam sehr ärgerlich zum Mittagessen. Es war ihm ja überhaupt nicht lieb, daß er auch Sonntag-Vormittags auf das Bureau gehen mußte, aber so voll verbissener Wuth hatte ihn seine Frau doch noch nicht gesehen.

„Der „D-30-D6“ (so pflegte man den Herrn Oberzoll-director Polmann der Kürze wegen zu nennen) war heute wohl besonders schlechter Laune?“ fing Frau Franzke behutsam an, damit sie ihren Mann dazu brächte, sich den Aerger vom Herzen herunterzureden.

„Im Gegentheil“, erwiderte Herr Franzke, „er war heute so freundlich und vertraulich, wie die ganzen vier Wochen nicht, die wir nun hier sind. Er erzählt mir, daß er den Justizrath Herrmann eigentlich gar nicht leiden könne; ich möchte ihm bei der Vorstandswahl in der „Harmonie“ doch auch meine Stimme nicht geben. Du kannst Dir denken, daß ich mich da nicht halten konnte und ihm die ganze Geschichte erzählte, wie mir der Herrmann auf dem Gymnasium den ersten Turnpreis im Wettlauf vor der Nase wegschnappte: die schöne roth eingebundene Lebensbeschreibung von Jahn und darauf mit Goldschrift: „Dem besten Turner 1870“. Ha, ich sehe das Buch noch vor mir, wie schön würde es sich auf meinem Tisch machen, wenn die Herren vom Turnverein bei mir 'mal ein Glas Bier trinken.“

„Nun, nun, lieber Mann, rege Dich doch nicht immer über die alte Geschichte auf, die ist doch nun schon 25 Jahre alt. Ich glaube, Männchen, es war gar nicht klug, die dem D-30-D6 gegenüber aufzuwärmen, es giebt nichts als Rederei, und Wigelei darüber, bei der man in kein vortheilhaftes Licht kommt.“

„Ja, das mag schon sein“ die Lage war damals ja nicht schön für mich“ gab Herr Franzke zu, „ich denke, ich habe das Ziel schon in der Hand, da renn ich an Herrmann an und stürze nieder. Der streckt einfach die Hand aus und ist Sieger.“

Er war entschieden im Unrecht, denn ich war vor ihm, und nur durch meinen unglücklichen Sturz konnte er früher das Ziel erreichen.“

„Was sagte den der D-30-D6“, fiel ihm die Zollrathin ins Wort, „zu Deiner Geschichte?“

„Nun, er schien sich zu freuen“, erzählte Herr Franzke, „und fragte mich lächelnd, wie denn mein Wiedersehen mit Herrmann ausgefallen sei. Ich sagte, daß ich natürlich niemals Herrmanns Schwelle überschreiten würde. Sollte ich ihn etwa im Winter in der „Harmonie“ treffen, so würde ich ihm mit eisigem Lächeln eine Verbeugung machen, ohne ihn eines Wortes zu würdigen. Da kam ich aber schön an! Polmann sagte, das gehe unter keinen Umständen. In der kleinen Stadt müßten die königlichen Beamten zusammenhalten, wenigstens äußerlich, und er müsse im Interesse des königlichen Dienstes und des Ansehens der königlichen Beamten fordern, daß wir bei Herrmanns Visite machen. Wenn es an Etikettenfragen geht, dann macht der Polmann immer ein vertheufeltes ernstes Gesicht, und wie er nun vorschlug, ich sei ja so wie so im Visitenanzug, weil ich zum Assessor gehen wolle, ich solle nur gleich mit zu Herrmanns kommen, die seien heute alle verreist, ich könne also ruhig unsere Karten abgeben — da konnte ich nicht gut nein sagen. Aber ich bin doch grimmig darüber, was einem alles zugeemuthet werden kann, wenn man zu den Honoratioren gehört! Ein Sklave ist man, ein elender Sklave seines Amtes! Aber das schärfste mir der Köchin ein, Frau, wir sind unter keinen Umständen zu Hause, wenn der Kerl kommt und Gegengewichte macht. Meine Räume wären mir verpestet, wenn er darin gewesen wäre, denn ich hasse ihn, wie man nur einen Todfeind hassen kann.“

Acht Tage später war Justizrath Herrmann bei der Sonntag-Mittagstafel die Zielscheibe der Wuthausbrüche Franzkes. Der Oberregierungs-rath kam im Laufe der Woche zum zwölften Male zur Revision des Oberzollamts, und dieser Tag sollte durch ein Festmahl aller Beamten im Hotel gefeiert werden. Da es



hört aber keinen ordentlichen Garten gab, so hatte Justizrath Herrmann die ganze Festgesellschaft mit ihren Damen in seinen prächtigen Garten geladen. Direkt abjagen konnte Herr Franzke nicht; wo sollte er die Entschuldigung hernehmen? Wenn er zum Diner kam, so gab es doch keinen Grund, nachher nicht in Herrmanns Garten zu gehen! Und zum Diner mußte er, das war er seiner Karriere schuldig!

Aber man fand doch schließlich einen Ausweg. Frau Franzke würde während des Diners „erkranken“; Herr Franzke würde besorgt nach Hause eilen, und man würde dann bei Herrmanns abjagen, dann hätte man noch den herrlichen Spaß, daß den Herrmanns die ganze Tischordnung bei der Abendtafel umgeworfen würde.

Aber es kam anders, ganz anders, denn auch dem größten Genie kann das Unglück den schönsten Kriegsplan verfluchen.

Der Herr Oberregierungsrat machte nämlich bei Frau Zollrath Franzke kurz vor dem Festdiner einen Besuch, war entzückt, sie so frisch und munter zu finden und hoffte so zuversichtlich mit ihr bei Herrmanns Gartenfest von alten, schönen Zeiten zu plaudern, daß sie zu zögern anfing und bedachte, ob es nicht viel besser sei, ihres Mannes Stellung durch die Gunst des hohen Chefs zu Hilfe zu kommen. Während sie diesen Gedanken nachging, erschien plötzlich Frau Oberzolldirektor Polmann mit der Nachricht, die Herren ständen wegen der großen Hitze im Hotel eine Stunde früher von Tische auf, die Damen möchten doch auch gleich zu Herrmanns kommen. Wohl oder übel, Frau Franzke mußte mit, denn weiblicher Despotismus wirkt viel zwingender, als männlicher.

Ganz außerordentlich peinlich aber wurde die Lage für Herrn Franzke. Der Oberzolldirektor verfündete, er habe die Damen schon alle in Herrmanns Garten bestellt, denn er hätte ja gedacht, daß man es hier in der Hitze nicht länger aushalten könne, und doch auch nicht noch einmal nach Hause laufen wolle, um die Damen zu holen, deshalb habe er vorsorglich schnell herumgeschickt. Nun hätte man nur zwei Schritte zum kühlen Münchener Bier unter Herrmanns schattigen Linden. Ein Surrah lohnte dem Bedner seine kluge Vorseeung. Herr Franzke wollte sich still drücken, aber der Herr Oberregierungsrat hat ihn erpicht und erzählte ihm huldvoll, wie sehr er sich freue, seine Frau im Garten zu finden, wie frisch und wohl sie heute vor Tisch ausgehoben hätte. Herr Franzke stammelte etwas von Unwohlsein seiner Frau, aber er hatte ja seine Nachricht bekommen, Positives konnte er nicht vorbringen; der Oberzolldirektor sagte ihn unter den Arm und um jeden unliebsamen Austritt fernzubalten, schleppte er ihn mit sanfter Gewalt fort. Nun, Herr Franzke blieb doch seinem Gelübde getreu; er überschritt Herrmanns Schwelle nicht: von hohen Vorgesetzten darüber geschoben, was blieb ihm anders übrig, als still zu halten, zumal er durch das Gitter im Garten seine Frau am Arme Herrn Herrmanns sah. Aber er trug den Hohn des Schicksals mit Würde! Kein Tropfen des schäumenden Bieres im Glase des Feindes neigte seine trockenen Lippen, und sogar als die Krebse kamen, sein Lieblingsgericht, bezwang er sich mit übermenschlicher Kraft, er dankte stumm und hoheitsvoll, als die Schlüssel herumgereicht wurde und auf Herrmanns freundliche Frage, warum denn der alte liebe Schulkamerad nicht zulange, murmelte er im Grabestone nur das eine Wort „Zahnschmerzen“. Bei der ersten Gelegenheit, die sich darbot, erkaufte er seine Frau und stürmte ohne Gruß und Abschied nach Hause. Dort endlich entlud sich der ganze angesammelte Groll, der in seinem Herzen kochte.

Er sei verlassen von allen, verraten, verkauft, seine heiligsten Gefühle verhöhnt, ein Opfer seines Feindes, ein Spott seiner Bekannten, so jammerte er. Später, aus schwerem Brüten aufwachend, murmelte er vor sich hin: Und ich muß den Kerl natürlich wieder einladen, und wenn ich dann, wie immer, mein Tönnchen Aufstern kommen lasse, dann sitzt er mir behaglich gegenüber und schlürft lächelnd ein Duzend nach dem anderen herunter. Und ich, ich möchte — ja ich habe es im Vorzimmer wohl liegen sehen, das rote Buch mit der Inschrift: „Dem besten Turner 1870.“ Ich wollte, es wäre eine Bombe und ich könnte sie dem Feinde ins Herz schleudern. Oh warum kann ich nicht vergessen, wie andere, oder wenigstens so thun, als vergäße ich, und mich hinter kalter Höflichkeit verschanzend den Dolch schleifen, der ins Herz trifft. Ja, fürwahr, das soll von jetzt ab meine Lösung sein. Freund Herrmann, bei der Vorstandswahl in der „Harmonie“, da treffen wir uns wieder.

Armer, armer Herr Franzke, ob wohl Herrmann, ob selbst wohl Pohlmann deine bitteren Seelenqualen ahnen? Und wenn sie etwas davon gemerkt haben, was werden sie wohl anders

thun als lächeln! Ja, ich fürchte, dein Todfeind Herrmann kommt Arm in Arm mit Herrn Oberzolldirector Polmann und ist behaglich schmagend deine Auster.

## Der Liebling Aller.

Ein hübscher und harmloser Scherz war es von jeher, sogenannte „Steuerkuriosa“ zu registrieren und zu glossieren, denn uner schöpflig war stets die Phantasie und Kombinationskunst der Steuerbeamten. Da war amerikanisches Schienfleisch als „Gemälde“ angesehen worden, weil schöne bunte Bilder von Pampas, Hindern und Cowboys seine Hülle deckten, da mußten Bücher als „feine Lederwaaren“ versteuert werden — nicht wegen ihres Inhalts, sondern weil das gutmüthige Kalb seine ihm von der Natur verliehene Körperhülle für ihren Rücken hergegeben hatte. Zuweilen kam jedoch auch ein kleiner Schärer zu seinem Recht oder doch wenigstens das Dichtervort, daß ein guter Mensch in seinem unfein Drange sich des rechten Weges stets bewußt ist, denn man verzolette Diplome von der „Universität“ Philadelphia, die für ein paar Duzend deutsche „Zahndentisten“ bestimmt waren und in dünnen Metallhüllen stecken, als — Fleisch.

Aber eine viel bedenklichere Art der „Steuerkuriosa“ ist, seitdem im Berliner Kastanienwäldchen „der neue Herr“ regiert, aufgetaucht, die von Harmlosigkeit schlechtweg nichts mehr an sich haben, die vielmehr geeignet sind, Jedem, der es noch nicht verlernt hat, das Lachen gründlich zu verleiden. Daß dem Steuerzahler „bis in den Magen“ gehen wird — daran ist er seit den Tagen der „Finanzreform“ ja längst gewöhnt, aber neue Scherze sorgen doch immer wieder für die Aufreißung dieses Bewußtseins. Gar so dumm war jener Bauer nicht, der einem Beamten auf die trostreichen Worte: „Der Staat will ja Guer Vestes“ antwortete: „Dach wolle mer gerade nit hergebbe“ — nein, der Bauer war gar nicht so dumm.

Und die neuesten „Steuerkuriosa“ können nur zu einer Verbreitung dieser Ansicht führen. Das eine Kuriosum betraf einen Schlächtermeister. Er hatte sich durch die Einschätzung beschwert gefühlt und heischte Verlegung in eine niedrigere Klasse; und zur Klarstellung dieses Begebnisses lud die Steuerbehörde den Lehrling und die Köchin vor das Tribunal und befragte sie peinlich nach dem Küchenzettel und danach, ob der Meister das Geld für die Bestreitung des Privatbushaltes der Ladenkasse ohne Weiteres entnehme. Als dies bekannt wurde, da rauchte es ein kleines im deutschen Blätterwalde — aber das moderne preussische Steuercuriosum schreitet schnell! Denn unmittelbar darauf kam der Gartenlaubenscherz.

Wer eine Gartenlaube oder eine Laubhütte sein eigen nennt, hat Gebäudesteuer zu zahlen. Ist das etwa hart? Hart wäre es, auch die Abonnenten der „Gartenlaube“ zur Gebäudesteuer heranzuziehen oder Denjenigen, der sich „eine Art lacht“ wegen Fortstrevens zu belangen, oder schließlich eine Vergnügungssteuer von Theatervorstellungen oder Tanzstränzchen in diesen heißen Tagen zu erheben. Das wäre graulich!

Wie doch der Uebergang eines Wortes aus einer Sprache und Zeit in die andere von so vielen Wandlungen seines Begriffes begleitet ist und von so vielen Wandlungen des Wohlklanges, wie er in der Menschen Ohren tönt! Wenn den römischen Legionen im Fiskus, dem geslochtenen Geldkörbchen, die Sesterzen nachgefahren wurden, die ihnen dann nach und nach als Gold zu Theil wurden, und die ihnen in allen Theilen der Welt die angenehmsten Begleiter waren, weil man im Lande der Ratten römisches Geld ebenso gern nahm wie in Kleinasien, Britannien und Hispanien — da war Fiskus ein theurer Name, auf den sie so leicht nichts kommen ließen, den sie hoch hielten über alles. Und heutzutage denkt man sich unter dem Fiskus etwas Schreckliches, man sagt, daß derselbe zu Lande das sei, was der Haifisch auf dem Meere ist, und man spricht jedem Oesterreicher die Kenntniß der lateinischen Sprache ab, der angesichts des Umstandes, daß unser Fiskus ein leiblicher Bruder des österreichischen Alerars ist, das Sprichwort errare humanum est übersetzt: Das Alerar ist human.

Da hat man andere Sprichwörter parat bei uns, man behauptet, daß ähnlich, wie die sieben griechischen Städte um des Homeros Geburt neidisch stritten, die modernen Städte Greifswald, Greifenberg, Nimmwegen, Nimmerfatt und das Dorf Leerbeutel mit unjagbarem Stolz behaupten, daß Finanzministerliche Wiegenlieder innerhalb ihrer Mauern ertönen

dem der Fiskus ist „vom Stamme Nimrod.“ Und da er dieser Abstammung so getreu bleibt, so fällt Jeder bei uns dem allgemeinsten Schütteln des Kopfes anheim, der etwa dem Fiskus etwas — schenkt, und wer ohne Testament und ohne Erben lebt, so daß sein Nachlaß dereinst an den Fiskus fällt, der ist ein ebenso großer Thor, und beiden wäre nicht zu rathen gewesen, im Mittelalter in der Mark Brandenburg zu wohnen, denn da dräuen an vielen Orten Standbilder, Riesen mit drohend geschwungener Keule, und auf dem Sockel steht zu lesen:

Wer seinen Kindern giebt das Brod  
Und leidet nachher selber Noth,  
Den schlag man mit der Keule todt!

Was hätten also die Märker von anno dazumal erst mit den Dänen gemacht, die den Fiskus beschenken!

Wie doch der Uebergang eines Wortes aus einer Sprache und Zeit in eine andere von so einschneidenden Veränderungen seines Begriffs begleitet ist, denn im Griechischen heißt *πυσίον* „aufblasen“ und *πυσίον* „die Wurst“. Wie reimt sich das mit dem modernen Fiskus zusammen? Etwa, weil ihm alles „Wurst“ ist — wenn es nur recht viel einbringt?

### Allerlei.

**General Staff.** Auch eine 25 jährige Jubelfeier beging am 5. September der berühmte „General Staff“. Es war am 5. September 1870, als sein Vater, der Pariser „Figaro“, der faunenden Welt wörtlich folgende Anzeige erstatte: „Wissen Sie, welches der preussische General war, der von seinem Kriegsminister seit 1866 den Auftrag hatte, in Paris alle Erkundigungen über die Wege, die von der Grenze nach unserer Hauptstadt führen, zu generalisiren? Es war der General Staff, den die ganze vornehme Gesellschaft von Paris gut kennt und der überall empfangen worden war. Dank den Belehrungen und Karten, die vom General Staff geliefert wurden, haben Prinz Friedrich Karl, der Kronprinz und General v. Moltke den Feldzugsplan zurecht gemacht, den sie heute auszuführen suchen.“ — Dieser tragikomische Versuch des französischen Vlattes, einem einzigen General in die Schuhe zu schieben, was der ganze böse — Generalstab verbrochen hat, konnte natürlich nur bei den ebenso sprachkundigen Landsleuten des „Figaro“ Erfolg haben.

**Die Schicksale einer russischen Zauberkinsterin,** welche nicht nur als Prestigitateurin auftrat, sondern auch Männerherzen als interessantes Objekt für ihre Kunst anfah, machen in der Petersburger und Moskauer Gesellschaft augenblicklich viel von sich reden. Vor zehn Jahren huldigte die jeuness dorée (oder hier wohl richtiger bornée) der russischen Hauptstadt der Julietta Dumniako, einer geborenen Dalmatinerin von faszinirender Schönheit, welche im Hause ihres Schwogers, des Besitzers eines der vornehmsten Vergnügungs-Etablissements Petersburgs lebte. Kein Wunsch blieb der jungen Südländerin versagt, Fürsten von Geblüt strebten nach ihrer Hand, doch Niemand durfte sich rühmen, auch nur irgend eine Bevorzugung erhalten zu haben. Ihr Einfluß reichte sehr hoch hinauf, und manch armer Teufel, der eine politische Sünde auf seinem Gewissen hatte, und Julietta um Hilfe anflehte, pochte nicht vergebens an ihre Thür. Da wurde eines Tages Petersburg durch die Nachricht von Juliettas Verlobung mit einem der reichsten polnischen Grundbesitzer, einem der elegantesten Kavaliere der russischen Metropole, überrascht. Kaum waren vier Wochen verflossen, als aus dem flotten Lebemann ein schwermüthiges Menschenkind geworden war, welches sich in einem Hotel der Stadt kurz darauf eine Kugel durch das Herz jagte, nicht ohne seine Juwelen seiner Braut vermacht zu haben. Nach weiteren vier Wochen war aus der schnell getödteten Braut die Gattin eines Zauberkinsterlers geworden, eines der schönsten Männer Russlands, der seine kolossalen Einnahmen in den europäischen Hauptstädten ebenso schnell verschwinden ließ wie die Objekte seiner Kunst. Nun begann ein Reiseleben durch die ganze Welt; kein Erdtheil blieb unberührt, jedoch Julietta blieb ihrem Gatten treu trotz aller Anfechtungen. Aber Juliettas Treue wurde von dem Prestigitateur so schlecht gelohnt, daß Scheidung die Folge war. Er erschoß sich später in Kalifornien, nachdem er an der Spielbank alles verloren; während seine Gattin, von ihren Anverwandten verlassen, durch den Verkauf ihrer Pretiosen ein kleines Vermögen zusammenbrachte, von dessen Zinsen sie in einer deutschen Residenz zurückgezogen lebte. Eine unglückliche Börsenspekulation beraubte sie dann ihres Vermögens. Sie stidelte nach Petersburg über, im Hause ihrer Schwester vergebens Unterkunft suchend. Kurz entschlossen fuhr sie nach Moskau, wo ihr durch Selbstmord geendigter Bräutigam einst beigelegt wurde, um am Grabe des von ihr betrogenen Mannes ihrem Leben ein Ende zu bereiten. Vorher betrat sie den Laden eines Wechslers, um ihren noch einzigen Besitz von Werth, ein russisches Staatsloos, behufs Deckung ihrer Verdienungslosten zu verkaufen. „Seit sechs Jahren ist dies Loos mit 100,000 Rubeln gezogen“, verkündete der Banquier nach Durchsicht der Looselisten . . . . „seit sechs Jahren schuldet

Ihnen der Staat diesen Betrag . . . ich bin bereit, denselben nach Abzug meiner Provision sofort zu zahlen.“ Frau Julietta lebt heut noch . . . sie nimmt augenblicklich bei einem tüchtigen Reitlehrer Moskaus Unterricht, um demnächst als — Schulleiterin in europäischen Circusen zu glängen . . .

**Eine elektrische Stadt.** Die Deutsche Technische Rundschau schreibt: Die Ausnutzung elektrischer Kraft dürfte wohl in keiner Stadt der Welt in bedeutenderem Maße geschehen, als in Great Falls im Territorium Montana. Wagen und Karren werden durch Elektrizität nicht allein in Bewegung gesetzt und erleuchtet, sondern sind auch mit elektrischer Heizung ausgestattet, Aufzüge, Druckpressen, Krähne und die verschiedensten Maschinenarten werden vermittelst elektrischer Kraft betätigt. Es existiren dort selbst automatisch betriebene elektrische Erdgrabemaschinen, elektrische Pumpen und Steinbehaumaschinen. Die Restaurants kochen ihre Gerichte unter Benutzung elektrischer Kraft, der Fleischer benutzt diese zum Betriebe seiner Hadmaschine, und der Krämer läßt mit Elektrizität seinen Kaffee mahlen. Auch im Privatbausehalte wird der neuen und billigen Kraft ein großes Nutzungsgebiet angewiesen. Die Nähmaschine wird durch die Elektrizität getrieben, das Plättchen elektrisch zum Gebrauch hergestelt, und elektrisch erwärmte Kuchenformen, die auf einer Platte, wie Bappschachteln neben einander stehen, gestatten die schnelle Herstellung jeglichen Gebäcks. Es scheint überflüssig zu bemerken, daß nur eine fast kostenlose Benutzung diese ausgedehnte Anwendung der Elektrizität ermöglicht, und lediglich die Verfügung über gemaltige Naturkräfte gestattet die beinahe unentgeltliche Abgabe elektrischer Kraft; doch der Name der Stadt Great Falls (die großen Fälle) dient hinreichend zur Begründung der Thatfache.

### Vom Büchertisch.

— Konrad Albert hat im Deutschen Verlagshause Bong und Co in Berlin einen Roman mit dem Titel „Mode“ erscheinen lassen. Die Mode soll hier als ein Niederschlag des Daseinskampfes angeschaut und dargestellt werden, als das Ergebnis des Ringens von Persönlichkeiten um den ausschlaggebenden Einfluß, als eine Betätigung der Macht. Die Kleidermode und einige andere Modegewohnheiten stehen erst in zweiter Linie, doch ist die Satire, die sich gegen Art und Grund des Aufkommens einer Modefarbe für Kleider richtet, höchst wirksam. Ein reicher Modewarenhändler, der in Berlin viel gilt, sieht mit Sorge, daß mehrere Tausend Meter „neapelblauen Gevierts“ in seinem Lager unverkäuflich zu werden drohen, weil die Farbe nicht Stand hält. „Die Farbe muß sich zerzet haben und ist zu einem scheußlichen, unreinen Grün geworden, sie sieht aus wie Fäulnis und Verwesung“, klagt er seiner Frau. Diese, eine unternehmende Dame, läßt sich eine Probe von dem Stoffe zeigen und verspricht, ihn in Mode zu bringen, wenn der Gemahl sie mit einem Brillantenschmuck belohnt. Der Gemahl geht gern darauf ein, und die Dame trägt ein aus jenem Stoffe gefertigtes Kleid bei einem großen Festmahl, das sie zu Ehren eines von ihr beschützten Schauspielers giebt; da sie eine schöne und einflußreiche Frau ist, so wird die Farbe Mode. Wie heißt die Farbe? „wird sie“ wird sie gefragt. „Leichengrün!“ antwortete sie, ohne mit der Wimper zu zucken. Der Krager stammelt: „Lei — ?! — — Prüi, wie genial! Lei — — scheußlich großartig! Güt in de siecle!“ Das sind treffende Züge einer berechtigten Satire. Höher hinauf greift der Erzähler, indem er das In-Mode-Bringen des erwähnten Schauspielers durch dieselbe Dame behandelt; das ist der Hauptinhalt des Romans. Man würde einiges Recht zu dem Einwande haben, daß die Willkür einer protektionsfüchtigen Dame und der von ihr angestifteten Theaterregenten nicht mächtig genug seien, um einem Schauspieler Beliebtheit und Ansehen zu verschaffen, der so wenig Talent hat, wie hier vorausgesetzt wird, und daß umgekehrt ein Schauspieler, den die Frauengunst trägt, immerhin, wenn nicht ein großer, so doch nach einigen Richtungen seiner Kunst hin oirtuoser Schauspieler sein muß. Aber allerdings kann diese Günst eine gewisse künstlerische Eigenart, die hier nach der nervösen Seite hin liegt, launisch und doch auch im Sinne der Zeit bevorzugen und fördern; wohl nur diese Thatfache ist es im wesentlichen, die der Verfasser mit seiner scharfen und darum zuweilen an Uebertreibung streifenden Charakteristik hat ausmalen wollen. Die Frauengunst äußert sich verschieden, zum Theil abstoßender Weise: die Günst jener Dame ist überwiegend dem Wunsch und Bedürfnis entsprungen, ihre Machtphäre zu erweitern. Im übrigen bekennt sie, die Sünde zu hassen, weil diese häßlich sei. Ueber die Lebensanschauung mancher bevorzugter und mitten im geselligen Treiben stehender Frauen hat der Verfasser eingehende Beobachtungen gesammelt, und jene Dame kann wohl als Typus für eine gewisse Faktion des weiblichen Berlinthums gelten. Ueberhaupt ist in dem Wilde aus dem Berliner Leben, das uns hier entworfen wird, vieles überaus treu und treffend auch insofern, als ein Zug von ermatteter Nervosität sehr verbreitet ist. Wenn das Niveau der Handelnden allgemein nicht eben hoch steht, so ist zu bedenken, daß es sich nur um eine gewisse Gesellschaftsschicht, nur um einen Ausschnitt aus dem Gesamtbilde handelt, und daß ein Erzähler, der den Gesichtspunkt der Mode in den Vordergrund rückt, nothwendig eine Art Entfugung übt; seine Kunst ist darum nicht geringer.

Verantw. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto L. Heile Halle (Saale), Leipzig gerst. 87.